

Sommerpause

Mein Italienisch konstituiert sich fast ausschliesslich aus Vokabeln der Speisekarte, insbesondere der Gelato-Seite, sowie aus französischen Wörtern, welche ich liebevoll mir rollendem R ausspreche und fantasievoll mit einem zusätzlichen A oder E verlängere. Ich komme damit erstaunlich weit, bin dem Redeschwall der älteren, heftig nach Zigarettenrauch stinkenden Dame jedoch hilflos ausgeliefert. Verstehen tue ich erstaunlicherweise fast alles, aber alle meine «si» oder «no» führen zu neuen Fragen und Erzählungen. Zum Glück hilft mir ab und zu mein Fünfmonatiger, der mit einem wohlplatzierten Gluckser sofort die gesamte Aufmerksamkeit auf sich zieht. Was würde die rauchende Dame wohl denken, wenn ich ihr mal so zur allgemeinen Belustigung in die Wangen kneifen würde?

Endlich kommen wir zum eigentlichen Geschäft: dem Bezahlen des kleinen Appartamento con vista mare. Wir reisen ohne grossen Plan und geniessen die Freiheit, zu bleiben, wo es uns gefällt und die Sonne scheint. Ein Blick aufs Telefon reicht ja heute, um eine Wohnung oder ein Zimmer zu finden. «Bezahlung vor Ort» stand in der App. «Con carta?», frage ich. Die Dame schüttelt den Kopf: sie will Bares sehen.

Ich krame meine Gelato-Notfallgroschen hervor, und mein Vierjähriger bewundert die glänzenden Euro mit genau soviel Ehrfurcht, wie die römischen Münzen vorher im Museum. Leider sind meine nicht ganz so wertvoll. «Nessun problema», sagt die Besitzerin. Sie komme einfach später wieder.

Wie lange wird es wohl noch Bargeld geben? Wann immer ich grössere Summen bar bezahle, stinkt es nach Betrug: weder erhalte ich eine Quittung, noch muss ich die Kurtaxe bezahlen, welche mir die App angedroht hatte. Kein Wunder, wollte mir der einzige funktionierende Bankomat höchstens zweihundert Euro pro Transaktion ausspucken. Was tut man nicht alles für Meersicht!

Ich erinnere mich noch genau, wann ich das erste Mal das Meer gesehen habe. Wir fuhren damals im Herbst im vollgepackten Auto zum Zelten nach Südfrankreich. Abfahrt war nur unwesentlich nach Mitternacht und es war noch Dunkel, als wir die Grenze passierten. Wir zeigten unsere Ausweise dem Schweizer Zollbeamten und fuhren dann durch das «Niemandland», wie es mein Vater nannte, hinüber zum französischen Kollegen. Ich habe hernach noch lang geglaubt, dass es tatsächlich ein Stückchen Erde gibt, das niemandem gehörte: hier hört die Schweiz auf, dort beginnt Frankreich, und dazwischen liegt das unbewohnte Niemandland.

Frühstück gab es dann bei Sonnenaufgang auf einer Autobahnraststätte knapp eine halbe Stunde vor Lyon. Wir waren begeistert: es gab tatsächlich diesen UHT-Kakaodrink mit Röhrchen! Der Autobahngestank der Präkatalysatorenzeit störte nur meine Mutter. Für uns war schon der Gang aufs Klo ein Abenteuer: auf dem Ding konnte man gar nicht sitzen! Wir erkannten sofort, dass wir tief in der Fremde waren.

Aller grossen Ankündigungen zum Trotz war das Meer dann aber eine herbe Enttäuschung: ein blaues Streifchen am Horizont. Und auch nach genauerer Inspektion nicht viel anders als der Thunersee, höchstens etwas grösser, aber dafür salzig. Und dann war da noch ständig und überall dieser Sand: in den Schuhen, in den Haaren und beim Essen sogar zwischen den Zähnen. Nervig.

Und dennoch, auch wenn ich die Schweizer Berge nach einem Pandemiejahr vielleicht noch etwas lieber gewonnen habe als zuvor, möchte ich es nicht missen, ab und zu das Meer zu sehen und dem Rauschen seiner Wellen zuzuhören.

Ich setzte mich auf die kleine Terrasse, schaue dem Tanz des Sonnenlichts auf den Wellen zu und versuche, das knattern der Vespas auszublenden. Ich hatte mir vorgenommen, endlich die Kolumne für kommende Woche zu schreiben, komme aber nicht recht vom Fleck. «Im Sommer liest ja eh niemand Zeitung», denke ich, und bin versucht, einen älteren Text erneut einzusenden. Ob das überhaupt jemand merken würde? Verträumt lasse ich den Blick in die Ferne schweifen. Hier hört Sardinien auf, irgendwo dort hinten liegt die verlockende Fremde, und dazwischen das unbewohnte Niemandsland, in dem gerade die Sonne versinkt. Unbezahlbar.

Daniel Wegmann ist Professor für Bioinformatiker an der Universität Freiburg und entwickelt statistische Verfahren, umbiologische Prozesse auf Grund grosser Datensätze zu beschreiben. Er hat in Bern und den USA studiert und ist Mitglied einer FN-Autoren-Gruppe, die regelmässig wissenschaftliche Themen bearbeitet.